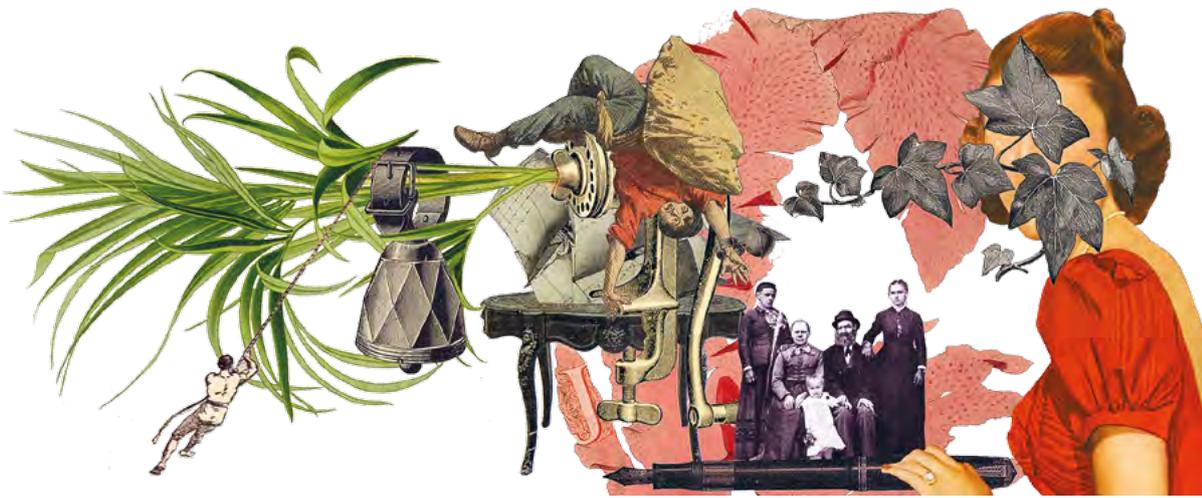


Eine fortwährende Hintansetzung



Das Verhältnis zwischen Jenischen und Nicht-Jenischen ist auch anno 2022 nicht gerade von gegenseitigem Vertrauen geprägt. Wieso fehlt der Glaube an und der Wille für die Anerkennung der Jenischen? Und weshalb scheint wenig Änderung in Sicht?

Vielleicht sollte ich die Schutzheilige der Jenischen, Sara-la-Kâli, in Saintes- Maries-de-la-Mer aufsuchen. Oder zur Muttergottes ins schweizerische Einsiedeln pilgern. Das Wallfahren zu den schwarzen Madonnen, fremd ist mir das ja nicht. Aber beten für die Anerkennung der Jenischen? Auf höheren Beistand setzen, damit sich etwas ändert und eine jahrhundertlang verfeimte und verfolgte transnationale europäische Minderheit endlich anerkannt wird? Pilgerfahrten, damit politische Entscheidungsträger*innen endlich das

tun, was längst getan sein müsste? Kerzen opfern, damit es eine Tatkraft in ihnen entzünde – das ist doch ein Witz!

Wieso kann man sich in einer demokratischen Republik nicht dazu durchringen, die Existenz der Jenischen anzuerkennen?

Weshalb müssen jenische Aktivist*innen seit Jahren, Jahrzehnten nicht nur beweisen, dass es die Jenischen gibt, sondern auch, dass es die jenische Sprache gibt?

Und dass diese eben nicht Rotwelsch ist, sondern Jenisch. Eine eigene Sprache, die traditionell nur mündlich weitergegeben wurde, ein immaterielles oder mobiles Kulturgut, sehr fragil.

Mir ist schleierhaft, warum Minister*innen jenische Delegationen wie Bittsteller*innen behandeln und im letzten Moment doch nicht empfangen. Womöglich befürchten sie, die Jenischen hätten Schlimmeres im Sinn, als nur eine symbolische Geste der Entschuldigung einzufordern.



Die notwendigen Schritte zur Anerkennung setzen Vertrauen voraus, dass man Jenischen offenbar nicht entgegenbringen kann oder will. Umgekehrt mangelt es auch an Vertrauen in die Obrigkeit, von der man noch nie Hilfe oder Schutz – ganz zu schweigen von Anerkennung – erwarten konnte. Misstrauen auf beiden Seiten, so sieht es aus.

Ich denke, in jeder jenesischen Familie sind die Gräueltaten der Nazis – aber auch die der Nachkriegszeit – präsent. Ich kenne diese Angst meiner Großeltern, meiner Mutter, aller Jenischen. Weil sich auch nach 1945 am Wissen über die und an der Haltung gegenüber den Jenischen nichts geändert hat. Was sich darin zeigt, ist, wie und mit welchen Maßnahmen sich – nicht nur – der österreichische Staat seiner Jenischen „angenommen“ hat. Eine kleine Auswahl: Kriminalisierung jenesischer Dienstleistungsgewerbe, Kindeswegnahmen, Zwangspsychiatrie.

Es gibt eine kollektive „Narbe“ der Jenischen in Österreich und in Europa; über ihr liegt nur eine ganz dünne Haut, die leicht wieder aufreißen kann. Etwa wenn einem wieder einmal die eigene Sprache und somit das Existenzrecht abgesprochen wird, „nur“ abgesprochen und nicht, wie vor gar nicht allzu langer Zeit auch in die Tat umgesetzt.

Die Jenischen lebten traditionell in Mehrgenerationenfamilien. Jenische Männer wie Frauen arbeiteten im selbstständigen Dienstleistungsbereich: Handel, Kleingewerbe, Reparatur. Diese

Lebensform sicherte nicht nur das Überleben, sondern – was oft vergessen wird – auch den Spracherhalt. Was die oben erwähnten Maßnahmen wie Kriminalisierung der Dienstleistungsgewerbe oder Zwangspsychiatrie und den Druck zur Auflösung der als asozial geltenden Großfamilien betrifft, muss ich anerkennen, dass sie sich als ebenso perfide wie wirksam erwiesen haben.

Mit der Beileibe nicht immer freiwilligen Aufgabe ihrer Traditionen begannen die jenesischen Sprachträger*innen zwar nicht zu verschwinden. Allerdings erhöhte sich die Scham der Jenisch Sprechenden. Scham und Angst spielten fortan eine zerstörerische Rolle.

Das Jenische an die nächste Generation weiterzugeben, halten nicht wenige bis heute für zu gefährlich. Weil die historische Erfahrung vor allem eines gelehrt hat: Jenisch(e) ist/sind gleich minderwertig.

Im Fall der jenesischen Sprache taucht immer als „gesicherte Wahrheit“ auf, Jenisch sei keine eigenständige Sprache, sei nur eine Abart des Rotwelschen.

Ohne dass es groß auffiele oder gar störte, wird den Jenischen somit bis heute einfach ihre Existenz abgesprochen, ungeachtet dessen, dass man sie damit an den Rand drückt, ins Kriminelle rückt. Der Rotwelsch-Mythos darf unhinterfragt mit völliger „Harmlosigkeit“ verbreitet werden. Diese „Information“, wie sie etwa auf Wikipedia festgehalten wird, erlaubt absurde Rechtfertigungen wie etwa:

Die Jenischen könne man, selbst wenn man wolle, nicht als Minderheit oder Volksgruppe anerkennen, weil sie eben keine „eigene“ Sprache hätten ...

Jenesische Aktivist*innen werden zwar mittlerweile endlich, von Wien über Berlin bis nach Brüssel, in die Vorzimmer der Macht eingelassen. Aber nur, um sie dort abzuwimmeln. Von Beamt*innen, die sich die Anliegen der Jenischen zwar gerne anhören – um dann aber doch nichts zu entscheiden – und Fragen stellen wie, ob denn Jenische, die des Jenischen nicht (mehr) mächtig sind, auch wirklich Jenische seien? Und wenn ja, wo denn bitte schön noch die Unterschiede zur Mehrheit liegen würden, die solle man doch einmal klarlegen. Und schon ist man als Jenische*r in diese Fragen verstrickt. Fragen der Herkunft, des Fahrenden, „Ausgestorbenen“. Fragen, die suggerieren: Euch gibt es doch gar nicht mehr.

Wenn ich Gedichte in jenesischer Sprache schreibe, fällt mir immer auf, dass im Jenischen die abstrakten Begriffe fehlen.

Jede Sprache ist auch eine Weltanschauung. Und wenn sie nicht abstrakt sein kann, dann muss sie eben konkret sein. So sehe ich das. Und wer weiß, vielleicht ereilt uns alle doch noch eine Überraschung? Die Anerkennung der Jenischen! Die käme dann aber wirklich einem Wunder gleich.

Simone Schönelt, 1972 in eine jenesische Familie in Villach geboren, ist eine österreichische Schriftstellerin. Zuletzt erschienen 2020 „Das Pi der Piratin“, Prosa, und 2022 „Sobald ich ‚ich‘ sage, ist mir nicht mehr zu trauen“, Erzählungen (Edition Atelier, Wien).